**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 53 (1973-1974)
**Heft:** 4

**Rubrik:** Kommentar

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

## ENTSPANNUNG DURCH WIEDERBELEBTEN BILATERALISMUS?

Die Politik der sogenannten Entspannung zwischen Ost und West ist in den vergangenen Wochen durch eine Intensivierung der gegenseitigen Kontakte charakterisiert gewesen. Die Gespräche und Verhandlungen bewegen sich auf verschiedenen Ebenen und finden zwischen wechselnden Partnern statt. In *Helsinki* ist die Vorphase der «Sicherheits»-Konferenz abgeschlossen worden; am 3. Juli werden die Aussenminister der 34 Staaten zusammentreten, um die eigentliche Konferenz zu eröffnen. In Genf dauern die *Abrüstungsgespräche* und die zweite Runde von *SALT* an. *Breschnew* hat seine Westpolitik erneut persönlich akzentuiert durch seine Besuche in der Bundesrepublik Deutschland und in den Vereinigten Staaten. Diese rege diplomatische Tätigkeit wird ergänzt und abgeschirmt durch eine ebenso betriebsame Reisediplomatie innerhalb der Staatengruppierungen in Ost und West.

### *Parallelität der Interessen*

Wie der Anstoss zu dieser Entwicklung langfristig von den beiden *Supermächten* gegeben worden ist, so liegt auch das Schwergewicht der gegenwärtigen Phase auf der direkten Begegnung der Vertreter von Amerika und Russland. In gewissem Sinne laufen die beiderseitigen Interessen parallel. Sowohl die USA wie die Sowjetunion haben die Grenzen ihres weltpolitischen Engagements erkannt; beide sind aber auch innenpolitisch mit wachsenden Schwierigkeiten konfrontiert. Washington muss nach dem Abbau seiner Präsenz in *Südostasien* neue Prioritäten setzen; es sucht, wie die zwar nur in vagen Umrissen angedeutete Forderung nach einer neuen «Atlantik-Charta» durch Kissinger erkennen lässt, den Weg zurück zu einer Politik, die in den vierziger Jahren durch den Entscheid für «Europe first» im Krieg und später durch den Marshall-Plan Amerikas Politik in klare Bahnen gewiesen hatten.

Die Sowjetunion ihrerseits möchte das im Zweiten Weltkrieg gewonnene *Imperium absichern* und sich eine quasilegitime Basis für seine Eroberungen schaffen, um die Herde permanenter Unrast in Osteuropa zu beseitigen, ehe sich die Situation hier erneut so krisenhaft zuspitzt wie 1953 in der DDR, 1956 in Polen und Ungarn oder 1968 in der Tschechoslowakei. Moskau benötigt diese Befriedung sowohl im Hinblick auf die Konfrontation mit *China* als auch wegen offensichtlich wachsender *Spannungen im Inneren.* Die sowjetischen Machthaber stehen vor der Tatsache, dass ihr Land mit der raschen wirtschaftlichen Entwicklung der hochindustrialisierten Nationen des Westens nicht Schritt halten kann, dass die bereits bestehende Kluft sich ständig vergrössert, der Lebensstandard sich weiterhin nur mässig entwickelt und damit automatisch der Druck sich verstärkt gegen die Exponenten eines Regimes, die sich in der Vergangenheit für Reformen wenig aufgeschlossen gezeigt haben.

### *Breschnews gestärkte Position*

Auch jetzt hat die Kremlführung erneut demonstriert, dass sie den Ausweg nicht in einem neuen, ohne Zweifel zahlreiche Risiken in sich bergenden «Tauwetter» suchen will. Die jüngsten *Umbesetzungen im Politbüro* haben Breschnews Position gestärkt. Ein Ventil für die nach vorn drängenden Vertreter einer jüngeren Generation ist nicht geschaffen worden – das Spitzengremium der KPdSU mit einem Durchschnittsalter von 62 bis 63 Jahren dürfte eine der überaltertsten politischen Führungen sein. Mit diesen Funktionären seines Vertrauens sucht Breschnew jene Politik der dosierten Öffnung gegenüber dem Westen zu führen, die ihm bei einem Minimum an politischen Konzessionen ein Maximum an Resultaten einbringen soll durch die Dienstbarmachung des wirtschaftlichen und technischen Potentials und «know how» des Westens für die Sowjetunion.

### *Spiel mit verschiedenen Bällen*

In den letzten Jahren hat dabei der Kreml – und vor allem Breschnew, der sich mit dieser Politik recht eigentlich identifizierte – ein erstaunliches Mass an *Flexibilität* bewiesen. Die pluralistische Struktur des Westens eröffnete Möglichkeiten, die intensiv benutzt wurden. So galt der erste Besuch des Generalsekretärs der KPdSU in einem Land ausserhalb seines Machtbereiches *Frankreich;* eine wohlüberlegte Geste, die wenig kostete, dem Gastgeber schmeichelte und ihm darüber hinweghelfen sollte, dass Moskau in der Praxis schliesslich ganz andere Akzente setzen würde als die von nostalgischen Gefühlen durchsetzte Erneuerung der Allianz mit de Gaulle aus dem Jahre 1944. Frankreich mochte eine sentimentale Erinnerung wert sein; die eigentlichen Partner aber suchte der Kreml dort, wo wirtschaftlich und politisch etwas zu erhoffen war, nämlich in der *Bundesrepublik* und in den *Vereinigten Staaten.*

Die Regelung des Verhältnisses mit Bonn ist aus der Perspektive der geographischen Nähe und der historischen Belastungen der spektakulärere Akt. Bundeskanzler Brandt hat jedoch bisher seine Ostpolitik demonstrativ in den Rahmen der übergeordneten Allianz mit den USA zu stellen verstanden und damit dem Gegenspieler in Moskau angedeutet, dass die eigentliche Adresse für die Sowjetunion noch immer Washington sei. Auch gegenüber der innerparteilichen Kritik, die auf dem SPD-Parteitag vom letzten April sich recht deutlich manifestierte, hat Brandt diese Linie verfochten und sich damit den Rücken gedeckt. Freilich hat die von Bonn gewonnene aussenpolitische Bewegungsfreiheit automatisch die Tendenz, eigene Dynamik und eigene Gesetzlichkeit zu gewinnen. Wohin die Entwicklung schliesslich führen wird, bleibt eine offene Frage.

### *Die Grossen unter sich*

Dass die Sowjetunion sich so letztlich wiederum direkt mit den Vereinigten Staaten konfrontiert sieht, schafft für Moskau eine Situation, die ihm in mancher Hinsicht willkommen ist. Der Kreml-Führer mag, wie seine Vorgänger, darauf spekulieren, auf höchster Ebene der beiden Grossen leichter zu einem Arrangement zu gelangen, als wenn eine Vielzahl divergierender Inter-

essen von Mittel- und Kleinstaaten sich mit den Wünschen der Grossen vermengen. Dazu kommt, dass Breschnew in einem Augenblick in Washington eintrifft, da der amerikanische Präsident sich wegen der noch keineswegs ausgestandenen «*Watergate*»-*Affäre* schweren innenpolitischen Pressionen ausgesetzt sieht. Es ist für Nixon ohne Zweifel verlockend, in dieser Lage einen Ausweg in *aussenpolitischen Erfolgen* zu suchen. Breschnew wird gerne bereit sein, ihm solche dort zu gewähren, wo keine vitalen Interessen der Sowjetunion tangiert werden. Mit verbalen Konzessionen, die der Deutung freien und weiten Spielraum lassen, ist die Sowjetunion seit jeher grosszügig umgegangen; es ist nicht einzusehen, weshalb sie das nicht auch jetzt wieder tun sollte, da sie weiss, dass die Gegenseite auf diese Art von Gesten angewiesen ist.

Es ist symptomatisch für die gegenwärtige Phase des wiederbelebten Bilateralismus, dass es dem Westen nicht gelingt, für die von der Sowjetunion dringend benötigte wirtschaftliche und technische Unterstützung mehr einzuhandeln als ein paar vage Versprechungen künftigen Entgegenkommens. Moskau versteht es, die Schwäche seiner eigenen Position zu überspielen und die Schwächen seines amerikanischen Widerparts in einem optimalen Masse auszunützen. Zwar werden dadurch nicht radikal neue Kräfteverhältnisse geschaffen, aber das liegt – soweit sich das übersehen lässt – auch nicht im unmittelbaren Interesse der UdSSR. Für sie kommt es darauf an, langsam vortastend, die einmal gewonnenen Stellungen zu sichern und auszubauen. Mehr als Versicherungen des Friedenswillens wiegt zum Beispiel die Tatsache, was die Sowjetunion an *Rüstungsanstrengungen* gegenwärtig unternimmt. Die sich immer mehr verdichtenden Meldungen, dass im Augenblick eine drastische Verstärkung der sowjetischen *militärischen Präsenz in Osteuropa* im Gange ist und damit die Voraussetzungen für eine ausgewogene Truppenverminderung in Europa grundlegend geändert werden, sind wichtiger als die Beteuerungen Breschnews, die Sowjetunion habe sich endgültig von der Autarkie abgewendet und strebe Kooperation mit den Industriestaaten des Westens an. Denn eine solche, dem Frieden dienende Zusammenarbeit ist nur dann möglich, wenn beide Seiten in ihren Entschlüssen frei sind. Wenn die eine Seite aber aus durchsichtigen Motiven ihr militärisches Potential laufend stillschweigend erhöht, verliert das Wort «Entspannung» seinen Sinn, mag es auch noch so eifrig und beharrlich bei jeder Gelegenheit repetiert werden.

*Alfred Cattani*

## BEMERKUNGEN NACH EINEM BESUCH IN WASHINGTON

Der häufige Besucher der Vereinigten Staaten von Amerika weiss, dass die Erregung über ein bestimmtes Problem, auf das die Massenmedien gerade ihr Scheinwerferlicht fallen lassen, nicht weit in die Tiefe zu reichen pflegt. Eines Tages ist alles wieder vorbei, und die alte Republik bewegt sich weiter, ge-

tragen von ihrer gewaltigen Wirtschaftsmacht, dem blinden Glauben des Volkes an die eigenen Institutionen, dabei die Last ihrer schwerfälligen Traditionen vor sich her wälzend. Ein neues Thema wird dann aufgegriffen und verursacht die für die geistige Hygiene nötige Aufregung und Unterhaltung.

Diesmal aber ist es anders. Das Land hat sich aus dem Netz der politischen und moralischen Wirren gelöst, in das es sich durch den Krieg in Indochina verstrickt hatte. Aber nichts von einem Aufatmen ist zu spüren, nichts von einem Gefühl des Befreitseins, das Kräften für neue Aufgaben ruft. Amerika befindet sich in einer Krise. Vieles, was unabänderlich schien, will sich ändern. Dazu gehören die Beziehungen zu Europa, dazu gehört die Einschätzung der eigenen Macht.

Die inneren Schwierigkeiten, die sich aus dem historischen Prozess der Gleichstellung der Neger ergaben, aus dem ungeordneten Wachsen der Städte, aus dem Fehlen einer genügenden Infrastruktur, aus der Zerstörung der Umwelt durch die Ausbeutung der Natur, die nicht mehr als unerschöpflich erscheint, das Bewusstwerden der Ungleichheit in der egalitären Demokratie – all das war während Jahren als eine Folge des Krieges dargestellt und empfunden worden. Man meinte, die Mittel und Kräfte, die der Krieg in Südostasien verschlang, nun einfach für die inneren Probleme aufwenden zu müssen, um alles zum Guten zu wenden. Jetzt aber erkennt man, dass die Aufgabe viel grösser ist als angenommen, und dass ihre Lösung nicht nur Geld, sondern wahren Reformgeist verlangen würde. Daraus entstand die heute herrschende Enttäuschung und Verwirrung.

Trotz starkem wirtschaftlichem Aufschwung zerfällt der Wert des Dollars. Plötzlich sieht sich das reichste Land der Welt einem Mangel an Energie und Rohstoffen gegenübergestellt. Niemand ergreift das Steuer, um das dahintreibende Schiff der Wirtschaft zu lenken, niemand wagt unbequeme Reformen zu fordern. Vergebens blickt man nach Washington, wo eine aufgeblähte Bürokratie Kräfte des Landes verzehrt, ohne einen Gegenwert zu schaffen.

Es fehlt die Führerschaft. Präsident Nixon ist, obwohl mit einzigartiger Mehrheit gewählt, nicht die Gestalt, die das mächtige und zugleich so wirre Land braucht, um sich selber zu finden. Viele, auch solche, die ihm die Stimme gegeben haben, vertrauen dem Präsidenten nicht. Wenn der Watergate-Skandal die Menschen in einer unerhörten Art beschäftigt, dann ist es vor allem darum, weil eine vorher nicht greifbare, nicht zu nennende und nicht zu erklärende Unsicherheit und Unzufriedenheit über das Regime Nixon plötzlich einen Namen, eine sichtbare Gestalt angenommen hat.

Die erbittertsten Gegner des Präsidenten wünschen trotzdem – oder wünschten doch bis vor kurzem –, dass das Amt das Präsidenten, die Präsidentschaft an sich, in der sich 200 Jahre politischer Geschichte verkörpern, unversehrt aus den Wirren des Tages hervorgehen möge. Das ist ihr ja in früheren Jahren, trotz unerhörten Anfeindungen, denen die Träger des Amtes ausgesetzt waren, immer wieder gelungen. In diesem Jahre wird ihr zugutekommen, dass dem innenpolitischen Versagen aussenpolitische Erfolge gegenüberstehen, aussenpolitische Erfolge, die dem Denken Amerikas entsprechen.

Amerikas Aussenpolitik wird gegen-

wärtig in einem Sinne gesteuert, der seinen ältesten aussenpolitischen Traditionen entspricht, dem Wünschen und Sehnen des Volkes, sofern es von Gedanken an Aussenpolitik überhaupt berührt wird: Hinweg von den unverständlichen und unerwünschten Verwicklungen in die Probleme anderer. Die Regierungen Asiens haben das erkannt – man hat es ihnen auch mitgeteilt und vordemonstriert – und sie beginnen, sich der neuen Lage anzupassen. Die Europäer würden gut daran tun, den Kurs des grossen Nachbarn jenseits des Atlantiks rechtzeitig zu erkennen. Es wäre dabei oberflächlich, in Kategorien wie «Isolationismus» oder «Neo-Isolationismus» zu denken. Es ist vielmehr eine Konstante der amerikanischen Aussenpolitik, die zur Oberfläche drängt. Es ist eine Konstante, die tief in der Entstehung der Vereinigten Staaten verwurzelt ist und die will, dass das Land selber und seine Institutionen abzuschirmen seien gegen die Ansteckung durch Krisen in der übrigen Welt. Alle Kriege, vom Ersten Weltkrieg über den Zweiten Weltkrieg zur Intervention in Vietnam und zur Präsenz amerikanischer Armeen in Europa, die jeweilen als «Abkehr vom Isolationismus» oder «Internationalismus» bezeichnet wurden, standen im Grund im Zeichen der Hoffnung, eine «demokratische» und damit friedliche Welt zu schaffen, die Amerika nie mehr in den Abgrund ihrer sinnlosen Verwicklungen ziehen würde.

Was sich jetzt in Washington vorbereitet, ist deshalb etwas ganz anderes, als was Wörter wie «Jahr Europas», «Gespräch mit den Europäern», «Neue Atlantik-Charta» anzudeuten scheinen. Es bereitet sich eine Aussenpolitik des sich wandelnden Amerika vor. Eine Aussenpolitik einer Weltmacht, die wegen der Erschütterungen der letzten Jahre nicht mehr an ihre Allmacht glaubt und sich realistisch auf das Mögliche besinnen muss. In diesem Zusammenhang wird die Neuüberprüfung der transatlantischen Beziehungen unweigerlich folgen.

Die Europäer selber haben zum Wunsch nach einer Neuüberprüfung ebensoviel beigetragen wie die Zwangslage, in die sich Amerika versetzt fühlt. Beides wirkt zusammen. Törichter Antiamerikanismus, wie er in Frankreich und in Skandinavien gepflegt wird, oder krankhaftes Misstrauen, wie es die Haltung der Bundesrepublik Deutschland ausdrückt, sind schliesslich nicht wirkungslos an dem Adressaten solcher Ausbrüche vorübergegangen. Europa hat den Nimbus des unerschütterlichen Freundes und Schutzbefohlenen, der es einst umgab, wie auch den Nimbus der kulturellen Vormacht verloren. Die politische Einigung, die man sich als bleibenden Faktor der Sicherheit erwünscht hatte, ist ausgeblieben. Deshalb wird Europa heute zwar als wichtiger Wirtschaftspartner, politisch aber als zweitrangig gesehen – wie etwa Lateinamerika. Deutlich war der Hinweis in der Rede Henry Kissingers in New York, der die regionalen Interessen Europas den globalen Interessen Amerikas gegenüberstellte.

Amerikas Problem, das Problem einer Weltmacht, die sich ihrer begrenzten Möglichkeiten bewusst geworden ist, heisst friedliches Zusammenleben mit der Weltmacht Sowjetunion und der aufsteigenden Weltmacht China. Europas Rolle ist dabei bescheiden. Sie besteht darin, ein für die Sowjetunion wie für die Vereinigten Staaten ungefährliches, einigermassen stabiles und neu-

trales Zwischenfeld zu bilden. Dazu scheint nach den neusten Berechnungen der militärischen Stärkeverhältnisse, die in Washington angestellt werden, die bescheidene Macht der europäischen Staaten zu genügen. Die amerikanischen Truppen sind nicht mehr erforderlich. Wir werden sie eines Tages abziehen sehen, wenn auch heute noch in den offiziellen Erklärungen Washingtons und von den Sprechern der NATO das Gegenteil versichert wird.

Das «Jahr Europas» bedeutet, wie man nach einem Besuch in den Vereinigten Staaten feststellen muss, dass man versuchen will, die alte Welt auf eine neue Rolle vorzubereiten. An den Europäern ist es, diese neue Rolle zu verstehen, das Beste aus ihr zu machen, den Rest atlantischer Gemeinschaft, der diese Zeit überlebt, nach Möglichkeit in die Zukunft hinüberzuretten.

*Urs Schwarz*

## VERALLGEMEINERUNGEN

### *Eindrücke aus Amerika und der Schweiz*

Wirkt es nicht auf peinliche Weise überflüssig, nach den anspruchsvollen, aggressiven, interessanten, klugen Schweizer Aufzeichnungen der Dürrenmatt, Federspiel, Wilker, Frisch noch einmal Eindrücke über Amerika zu sammeln? Das Thema steht ja seit einigen Jahrzehnten in Gefahr, zerredet zu werden, auch jetzt, wo die Vereinigten Staaten eines der meistgehassten Länder der Welt sind, der Sündenbock für links und rechts. Ich bin mir der Gefahr von Wiederholungen bewusst; die einzige Rechtfertigung ist wohl meine Berufstätigkeit. Im Unterschied zu den genannten namhaften Dichtern und Schriftstellern habe und hatte ich meine täglichen Verpflichtungen in einer amerikanischen Institution und sehe den Alltag als Angestellter eines Privatunternehmens.

Prüfungen. Im Unterschied zur schweizerischen Methode, neben dem Examinator einen Koexaminator zu haben, um Willkür zu vermeiden, scheinen hier Party-Stil und Spontaneität Trumpf zu sein. Um den armen Kandidaten herum sitzen etwa fünf Professoren, die kreuz und quer ihre Fragen stellen. Da geht es dann oft ziemlich wild zu und her. Ich erinnere mich meiner Bestürzung, als vor längerer Zeit in einem anderen College ein Prüfender den Studenten allen Ernstes über den Zusammenhang Fausts mit der Hitlerzeit fragte. So konnte mich die letzte Erfahrung nicht mehr ausser Fassung bringen: Eine Kollegin, die an sich präzise Arbeit liebt, ruft nach einer Prüfung, wo jeder jeden unterbrechen durfte und wo ich mich manchmal an Cocktail-Gespräche erinnert fühlte, begeistert aus «That was fun!», und ein Kollege, der um seiner Originalität willen beliebt ist, beginnt, als ich einen Studenten über eine nur dem Studenten und mir bekannte Dichtung ausfrage, in aller Selbstverständlichkeit seine (gewiss ori-

ginellen) Gedanken über das ihm unbekannte Gebiet zu äussern.

Der Vorteil dieser Haltung ist das Fehlen aller Besserwisserei im Alltag, das Fehlen der aufdringlichen pädagogischen Prüfungsblicke in Situationen, in denen man nicht geprüft werden müsste.

Wissen und Kennen. Wenn mir zuweilen die (naive?) Experimentierlust am College auf die Nerven geht, sollte ich mir die ganz anders gelagerten Voraussetzungen hier vergegenwärtigen. Das Übernommene wird anders taxiert, als wir es uns in Europa gewohnt sind. Im Deutschen unterscheidet man zwischen Wissen und Kennen, während englisch *to know* mehr umfasst. In einem Sprachbuch für Ausländer ist zu vernehmen, dass unser «Kennen» Umgang und Erfahrung voraussetze, Wissen dagegen bloss theoretische Kenntnisse, über die man äusserlich verfüge. Man kennt eine Strasse, wenn man auf ihr länger gefahren oder gegangen ist, man weiss ihren Namen, mithin nur ein äusseres Merkmal. Wie wäre «Menschenkenntnis» zu übersetzen? Schlecht mit *good judgement of human nature*. Hängt es mit solchen Bedingungen zusammen, dass man Amerikanern vorzuwerfen pflegt, sie hätten hundert Freunde, aber keinen echten Freund? Oder weniger klischiert, dass ihr Sinn für Proportionen nicht sehr gut entwickelt ist? Jedenfalls fiel mir auf, wie selbst sehr urteilsfähige Akademiker plötzlich aus einer Maus einen Elephanten machen – oder umgekehrt. Setzt der Sinn für Proportionen Bildung in stabilen Verhältnissen voraus? Und fühlt man sich deshalb in Europas gebildeten Kreisen des öftern so unbehaglich?

Wieder hat sich eine amerikanische Gastgeberin entschuldigt, dass keine Musik vorhanden sei während der Party. Dabei sind uns solche Geräuschkulissen seit jeher sehr unangenehm. Beim Zahnarzt, im Flughafen und in Warenhäusern finden wir uns mit dem, was uns als hiesige Unsitte vorkommt, leidlich ab. Aber dass ein übereifriger Organist sogar in der Kirche während des Schlusssegens noch ein bisschen Musik zu machen versucht, ist schlechterdings unerträglich. Und gestern waren wir auf Besuch bei einer Familie, bei der man bisher in Ruhe miteinander hatte sprechen können. Jetzt begann's auch hier. Offenbar haben die Kinder den musikalischen Hintergrund verlangt. Sollen solche Geräusche – in einer Umgebung, wo sowohl in Hotels von Howard Johnson wie in neugotischen Gebäuden der Stil des Unpersönlichen und Imitierten vorherrscht – Traulichkeit und Gemütlichkeit vortäuschen?

Es ist mir oft aufgefallen, dass die imponierendsten Amerikaner von ausgeprägten Glaubensgemeinschaften wie Quäkern, Mormonen herstammen; in Abkömmlingen dieser Gemeinschaften spürt man Stärke und Originalität wie selten sonst im Melting-Pot Amerika. Wie ich aber einmal diese Meinung unserem tüchtigen Bekannten gegenüber, dessen Vater Mormone war, äussere, nickt er zwar, wendet indessen sogleich ein, auch die Schwäche des Landes hänge mit der Lebenskraft und weiten Verbreitung der hiesigen Sekten zusammen. Der Gegensatz Schwarz-Weiss oder andere gesellschaftliche Gegensätze würde fatalerweise als Glaubensgegensatz genommen und damit heftiger, fanatischer, vorurteilsbereiter empfunden.

Das Attribut *pedestrian* (= prosaisch) wird hier, bezogen auf Seminararbeiten oder Essays, nur negativ

verwendet. Ich bin erstaunt, denn der «Fussgängerstil» sollte doch selbst in literarischen Untersuchungen angebracht sein, und ich hatte gemeint, gerade Angelsachsen, als geborene Feinde aller Mystifikationen, hätten den rechten Sinn für das Nüchtern-Einfache. Offenbar doch nicht ganz. Vermutlich ist das Wort *pedestrian* vom gleichen Schicksal betroffen worden wie deutsch «Gemeinplatz» (commonplace), dem der Geringschätzung alles Simplen, Vertrauten, dessen, was «nicht weit her ist».

Mexico-City. Ein Jammer, in dieser prächtigen, 2240 Meter über Meer gelegenen Stadt nun auch keine saubere Luft mehr zu haben. Menschlich könnte man sich vom ersten Moment an wohl fühlen; die Mexikaner sind höflich, ohne die Zudringlichkeit mancher Südländer. Eine gewisse Zurückhaltung macht ihre Liebenswürdigkeit liebenswürdiger. Junge Paare, die sich auf der Strasse liebkosen, Männer, die sich auf ihre besondere Art umarmen, erscheinen weder indezent noch widernatürlich. Eine alte Kultur ist in allem Grossstadtschmutz zu ahnen. Die verschiedenen Rassen leben miteinander und bestimmt oft füreinander. Auch einfache Leute sprechen meist zwei Sprachen. Spannungen wie zwischen Negern und «WASPS» *(White Anglosaxon Protestants)* im Osten gibt es nicht. Die Indianer sind zwar furchtbar arm, aber der Unterschied zu den Abkömmlingen der Spanier ist schwer zu erkennen. Ob wir romantisieren? Wir sehen das Land ja als Touristen, in der Gegend zwischen Philadelphia und New York sind wir einigermassen zu Hause. Rührend auch, wie Alberto und Angelo, unsere einheimischen Tourführer, auf ihr fortschreitendes Vaterland stolz sind. Man ist überzeugt, dass Mexiko in der Welt eine bedeutende Rolle spiele.

Die alten Namenprobleme. Weil es hier so üblich ist, habe ich mich, immer noch mit schlechtem Gewissen, angewöhnt, Studentinnen und Studenten mit dem Vornamen anzureden, während sie bei mir natürlich den Familiennamen brauchen (ohne Titel, das ist selbstverständlich). Früher hatte mich eine verheiratete Graduatestudentin auf meine Skrupel hin, sie weiterhin einfach Carol zu nennen, lächelnd beruhigt: «Ich bin ja noch lange nicht so alt wie Sie!» Und heute löst ein junger Philosoph die Frage noch weiser: «Ich fühle mich nie als Herr; das einzige Mal, dass ich im Ernst so angeredet worden bin, war, als ich Schlittschuh laufen ging und auf den Hintern fiel. Da kamen die Teenager und riefen: ‹Sir, can we help you?› Nennen Sie mich ruhig weiterhin Joseph!» Dabei strahlt sein bärtiges Gesicht mit den klugen blauen Augen so, dass mir mein europäisches Bedürfnis nach äusserlicher Gleichheit töricht erscheint.

Schiller hat in Nummer 35 seiner Votivtafeln gesagt, so teuer ihm ein Freund sei, so nützlich sei ihm auch ein Feind; jener lehre ihn, was er solle. Das versteht ein Amerikaner schlecht. Er macht sich selten Feinde, wie ich früher einmal in bezug auf die Geschäftsgepflogenheiten (Vermeidung von Konfrontationen) zu erklären versucht hatte.

Billy Graham. Wie angenehm war's vor vielen Jahren, zusammen mit skeptischen Freunden, über das Auftreten Billy Grahams im Stadion Oerlikon und seine Massenbekehrungen hurtig den Stab zu brechen oder zum mindesten die Nase zu rümpfen und zu denken, solche Auftritte seien typisch für Ame-

rikaner. Heute, nach den Fernsehberichten über das Begräbnis Präsident Johnsons und die Rolle des Evangelisten während des Begräbnisses, nach Grahams Reminiszenzen in einer Zeitschrift über sein Verhältnis zu fünf Präsidenten (Truman, Eisenhower, Kennedy, Johnson, Nixon) und die Erklärungen über die Freundschaft mit Richard Nixon, beginne ich eher zu staunen über das sonderbare Verhältnis von Macht und Religion in diesem Lande. Man stelle sich einen Schweizer Bundesrat zusammen mit einem Evangelisten von der Art Grahams vor!

*Hans Bänziger*

## GORKIS «BULYTSCHOW» IN ZÜRICH

*Eine bedeutende Inszenierung im Rahmen der Junifestwochen*

Das bedeutendste Theaterereignis der Junifestwochen in Zürich ist zweifellos die Inszenierung des Dramas «*Jegor Bulytschow und die andern*» von *Maxim Gorki* im Schauspielhaus Zürich. Sie vermag zwar die Fülle von Vergleichsmöglichkeiten und Anregungen, die durch die Gastspiele bedeutender Ensembles aus dem Ausland im Rahmen des «Theaters in vier Sprachen» in früheren Jahren geboten wurde, nicht zu ersetzen. Aber in der Situation, in der sich das Zürcher Schauspielhaus heute befindet, ist das Beispiel einer konsequent erarbeiteten Aufführung wahrscheinlich nützlicher als ein Festival berühmter Truppen, zumal hier das eigene Ensemble eingesetzt werden konnte. *Manfred Wekwerth*, während Jahren Brechts Mitarbeiter und nach dem Tod des Dichters einer der Leiter des Theaters am Schiffbauerdamm, ist heute in Ostdeutschland einer der grossen, erfahrenen und theoretisch wie praktisch beschlagenen Regisseure. Er konnte für die Inszenierung des Schauspiels von Gorki gewonnen werden; mit ihm kamen seine Frau, die Schauspielerin Renate Richter, und Günther Fischer, der die Musik zu Wekwerths Inszenierung schrieb. Was hier nun entstand, ist eine hervorragend geschlossene, in jedem Detail durch Klarheit und Konsequenz gekennzeichnete Aufführung.

Bahnt sich eine Gorki-Renaissance an? Mindestens sind Anzeichen dafür vorhanden, dass man den Dichter nicht mehr nur naturalistisch interpretiert, nicht mehr nur als Schilderer des russischen Volkslebens. Schon Giorgio Strehlers «Nachtasyl»-Inszenierung, die auch in Zürich zu sehen war, hatte diese nur realistischen Elemente zugunsten des Allgemeinmenschlichen, des Beispielhaften im Sinne von Welttheater zurückgedrängt. Bei Manfred Wekwerth ist durchaus eine ähnliche Tendenz spürbar, was schon darum erstaunlich ist, weil «Jegor Bulytschow und die andern» anders als «Nachtasyl» politische und gesellschaftliche Zustände am Vorabend der Revolution von 1917 und den Ausbruch dieser Revolution in seiner Spiegelung in Kreisen der reichen

Bourgeoisie zeichnet. Die historische Komponente ist hier ungleich stärker, die Momentaufnahme einer absterbenden Gesellschaft offensichtlich. Dennoch holt Wekwerth in seiner gedanklich klaren Inszenierung auch hier allgemeinere Bezüge heraus. Man könnte sagen, es gehe ihm darum, die gesellschaftliche Bedingtheit der Brüderlichkeit und der Menschlichkeit zu zeigen. Bulytschow, der reiche Kaufmann aus Kostroma, ist ja als ein «weisser Rabe» gesehen, eine Figur, die Gorki immer besonders interessiert hat: ein reumütiger, im Grunde guter Mensch, ein Aussenseiter seiner Klasse, der nicht einfach Raffgier und Skrupellosigkeit verkörpert (wie «die andern», von denen Gorki in seinem Stück mehrere Typen auftreten lässt), sondern der sich bemüht, offen zu sein den Veränderungen der Zeit gegenüber, offen auch gegenüber den gesellschaftlichen Umwälzungen. Zum mindesten fehlt es ihm nicht an Einblick und Einsicht. Wekwerths Regiekonzept ist darauf ausgerichtet, die Isolierung und Verlorenheit des «weissen Raben» Bulytschow als Beispiel dafür herauszuarbeiten, «dass Menschlichkeit und Brüderlichkeit nicht mehr artikulierbar sind, ... wenn es keinen Ansatz gibt, sich auf die neuen gesellschaftlichen Kräfte zu beziehen.»

Hier nun wäre ein Ansatz zu kritischen Anmerkungen. Einmal wäre zu fragen, ob es denn zulässig sei, moralische und ethische Kriterien an «gesellschaftliche Kräfte», womit ja wohl in diesem Fall gesellschaftliche Klassen gemeint sind, in dieser Weise zu binden. Die geschichtliche Entwicklung seit 1917 jedenfalls ist denkbar wenig geeignet, diesen Anspruch zu belegen. Allein der Name Solschenizyns, besonders aber dieses Dichters grosser Roman über den Beginn des Weltkriegs («August 14») signalisieren Gegenargumente, die so leicht nicht zu widerlegen sind. Zum zweiten aber bestehen auch Zweifel, dass diese eingleisig «gesellschaftliche» Deutung seines «Bulytschow» Gorki ganz gerecht wird. Zu begrüssen ist ohne jeden Rückhalt der Versuch, über den reinen Naturalismus hinauszugelangen. Und in dieser Hinsicht vor allem ist die Zürcher Inszenierung beispielhaft.

Die erste Wahrnehmung bezieht sich auf den Raum, der zuerst nur hinter durchscheinendem Stoff mit angedeuteter Musterung sichtbar wird. Auf der Stoffwand Projektionen von Daten, Schlagzeilen: historische Einweisung des Zuschauers. Dahinter, durch den Stoff hindurch zu erkennen, ein grosser, kreisrunder Raum und in der Mitte ein runder Tisch, an dem die Figuren des Spiels in starrer Sitzordnung Platz genommen haben. Man sieht allerdings nicht von allen Plätzen gleich gut in den Raum hinein. Auch wenn sich die Stoffwand hebt und das Licht voll auf die Bühne fällt, bleibt einiges verdeckt. Erkennbar sind jetzt noch deutlicher der kreisrunde Grundriss und die grossgemusterten Jugendstiltapeten, alles überwölbt von einer Kuppel aus perlmuttern schimmerndem Milchglas. Um den Mittelraum ist ein vorgebauter, als Drehbühne verwendbarer Ring einzelner Schauplätze angeordnet, und zwar um Stufen erhöht: der Rundtisch in der Mitte steht tiefer als die Möbel und Aufbauten der Ringpodeste. Dazu Manfred Wekwerth in seinen Notizen zur Regiearbeit: «Möglichst Stufen: Wir führen hier mehr vor als nur ein muffiges Bürgerzimmer. Himmel – Erde – Hölle. Vergrösserte Ornamente auf

der Tapete? Das Milieu darf nicht erdrücken. Herausstellen.» Man sieht, *Hans-Ulrich Schmückles* Bühnengestaltung hält sich streng an die Vorstellungen und Anordnungen des Regisseurs. Hier soll eben nicht einfach naturalistische russische Bürgerwirklichkeit am Vorabend der grossen Revolution, hier soll Welttheater gespielt werden. Bulytschow, der kraftstrotzende, aber von Krankheit und Revolution zu Tode getroffene «weisse Rabe» einer absterbenden Gesellschaft, ist nicht einfach ein pittoresker Charakter in seinen historischen Bedingtheiten, sondern ein «Jedermann». Wekwerths Intentionen gehen sogar so weit, etwas vom Totentanz, vom Mysterienspiel in seine Inszenierung einfliessen zu lassen.

Die Konsequenz, mit der dieser Anspruch durchgeführt wird, ist die Grundlage eines grossartigen Theaterabends. Nichts ist da dem Zufall überlassen, alles auf das Ziel ausgerichtet, Gorkis Porträt eines Mannes und seiner dem Untergang geweihten Gesellschaft in ihrem überindividuellen Aspekt zu zeigen. Dazu noch einmal Wekwerth: «Bei Gorki sind die wirklichen Probleme (Widersprüche gesellschaftlicher Art) so schwer auffindbar wie in Wirklichkeit. Die dramaturgische Methode wird fast durchweg mit dem Inhalt gleichgesetzt, statt entgegengesetzt. Dabei sind alle Elemente einer aufdeckenden Dramaturgie enthalten. Man muss das Stück von den modischen Einflüssen des Naturalismus befreien, ohne die sehr kunstvolle Darstellung des spätbürgerlichen Dschungels zu beschädigen.» Hier hört man deutlich Wekwerths Lehrmeister Brecht; hier wird auch deutlich, dass dramaturgische und gesellschaftliche Theorien auf Gorkis Dichtung angewandt werden, die darin «schwer auffindbar» sind. Die Frage stellt sich, ob das gelungen sei und wie.

Abgesehen von der Gestaltung des Raums, von der überhöhten drehbaren Vorbühne, wo die Absicht und der an sich bestechende Gedanke des Regisseurs stärker sind als das Ergebnis, das kompliziert, sichtbehindernd, ein nicht befriedigender Kompromiss zwischen den Möglichkeiten der Guckkastenbühne und den Intentionen Wekwerths ist, darf man die Frage bejahen. Dabei prägt sich dieses Bühnenbild durchaus als grossartige und stilgerechte Arbeit ein. Auch sei zugegeben, dass der drehbare Ring einen raschen und unterbruchslosen Wechsel der Schauplätze ermöglicht. Dennoch hat die Inszenierung hier ihre Achillesferse. Auch in der Führung der Schauspieler wirkt sich die komplizierte räumliche Gliederung aus. Die Einzel- und Zweierszenen, erhöht und vorn an der Rampe gespielt, heben sich heraus und gewinnen an Bedeutung; weniger befriedigend jedoch sind die Gesamtszenen, die durch die Podeste und Aufbauten behindert scheinen und auch vom Zuschauerraum aus, zum mindesten vom Parkett, immer überschnitten oder teilweise abgedeckt werden.

Traugott Buhre als Bulytschow bringt schon die gedrungene, kräftige Statur mit, einen Kopf wie aus Granit und die Stimme eines Herrschers unter den Seinen. Wie er in einem Blick, in einem Zucken seines Gesichts, in Haltung und Bewegung zu zeigen vermag, dass ihn Zweifel und Einsichten plagen, die er mehr verschweigt als ausspricht, ist von starker Wirkung und prägt eine Darstellung, wie wir sie in Zürich lange nicht gesehen haben. Der Eindruck ist um so stärker, als Buhres Spiel von

einer bewundernswürdig geschlossenen Ensembleleistung getragen wird. Man spürt, wie hier geistige und künstlerische Energien befreit werden, wie die über zwanzig Darsteller in der souveränen und klaren gedanklichen Konzeption der Inszenierung ihren Platz finden und ausfüllen. Umfassende, durchdringende Theaterarbeit, aber nicht nur gerade für eine Festwocheninszenierung: das ist es, was dem Schauspielhaus nottut. Es müsste ein hauseigenes Regie- und Dramaturgieteam in diesem Sinne Schritt für Schritt sich vorarbeiten zu Leistungen, wie sie hier als Möglichkeit angedeutet sind.

Bulytschow ist todkrank, vom Krebs befallen. Das – und die Anzeichen des gesellschaftlichen Umsturzes – machen ihn hellhörig. Er hat seine Kontakte zu den politisch erwachten Unterschichten, und in seiner Tochter Schura, die er über alles liebt, spürt er das Neue und Andere. Renate Richter spielt diese Rolle beispielhaft, mit einer Klarheit und Direktheit, die unmittelbar zum Zuschauer überspringt. Sie ist wie das jugendliche Abbild ihres Vaters: aufbrausend, vital, boshaft, aber auch ehrlich und gradheraus. Ich muss mir versagen, hier alle Darsteller aufzuzählen. Rosel Schäfer jedoch, im Stück als Äbtissin und Schwägerin Bulytschows eingesetzt, soll wenigstens erwähnt werden: eine Sonderleistung unter vielen guten und bemerkenswerten.

Die Haupfigur dieses späten Schauspiels von Maxim Gorki (es ist 1932 entstanden) hat ihr historisches Vorbild. Die Fabel beruht auf Fakten, wie sie im sorgfältig gestalteten Programmheft in aufschlussreicher Auswahl dargeboten werden. Gorkis Kunst der Menschendarstellung erweist sich darin, dass er Bulytschow und die andern nicht als blosse Vertreter ihrer Klasse, sondern als Menschen zeigt, Bulytschow insbesondere, dessen Lebensfülle trotz der Krankheit immer wieder durchbricht. Sogar Humor kommt auf, und Wekwerths Inszenierung – auch das ist ein Merkmal ihrer Qualität – ist frei von jenem Doktrinarismus, der den Humor ausschlösse. So erscheint denn «Jegor Bulytschow und die andern» in dieser Inszenierung als ein menschlich ergreifendes Schauspiel über den Fortschritt, über die zur Wandlung Fähigen und über die Unfähigen, über Hellhörige und Taube, schöpferische und parasitäre Existenzen. Bulytschow sagt einmal über sein Leben, er habe an der falschen Strasse gewohnt. Damit meint er offensichtlich: abseits der wahren gesellschaftlichen Kräfte. Es versteht sich, dass bisherige Gorki-Inszenierungen in der DDR daraufhin angelegt waren, diesen Aspekt gebührend herauszustellen. Was Wekwerth in Zürich inszeniert hat, läuft – wo nicht in den schriftlich niedergelegten Regienotizen, so doch im künstlerisch überzeugenden Ergebnis – auf eine weniger enge, weniger lehrstückhafte Interpretation Gorkis hinaus. Und was die Theaterarbeit, rein handwerklich gesehen, betrifft, so ist sie von so souveräner Handhabung der Mittel, dass sie Massstäbe setzt –, besonders in Zürich.

*Anton Krättli*